

Mein Fell bedeckt jetzt fast meinen ganzen Körper. Nur mein Gesicht ist noch frei, und meine Handflächen, und die Sohlen meiner Füße. Der Rest ist silbergrau und weich, dichter an manchen Stellen als an anderen, länger am Bauch und an den Seiten, kürzer auf dem Rücken und an den Armen. Wenn ich mich bewege, raschelt es unter der Kleidung leise, ein Geräusch, das ich früher beunruhigend gefunden hätte, das ich jetzt als beruhigend empfinde.

Ichbürste es jeden Morgen, mit einer alten Haarbürste meiner Großmutter, die ich im Schrank gefunden habe. Ich ziehe die Borsten durch das Fell, löse Knoten, entferne lose Haare, und das Ritual ist meditativ geworden, ein Moment der Ruhe in meinem Tag, ein Moment, in dem ich nur ich bin, mit meinem Körper und meinem neuen Selbst. Manchmal frage ich mich, ob ich eines Tages mit meiner Zunge durchs Fell fahren werde, wie die übrigen Katzen auch.

Die Katze beobachtet mich bei meinem Tun. Sie sitzt auf dem Fensterbrett und sieht zu, mit ihren bernsteinfarbenen Augen, und manchmal, wenn ich fertig bin, kommt sie zu mir und reibt ihren Kopf an meinem Bein, als würde sie mir gratulieren, als würde sie sagen: ›Gut gemacht. Du lernst.‹

Ich lerne. Jeden Tag lerne ich etwas Neues über meinen Körper, über seine Fähigkeiten und seine Geheimnisse.

Ich habe entdeckt, dass ich im Dunkeln sehen kann. Nicht perfekt wie am Tag, aber viel besser als früher. Die Nacht ist nicht mehr schwarz für mich, sie ist grau, ein tiefes, samtiges Grau, in dem ich Formen erkennen kann, und Bewegungen. Ich kann die

Maus sehen, die durch den Garten huscht, kann das Käuzchen sehen, das auf dem Ast sitzt und auf Beute wartet, kann die Sterne sehen, selbst wenn Wolken den Himmel bedecken.

Auch meine Ohren sind empfindlicher geworden. Ich höre Dinge, die ich früher nicht gehört habe – das Rascheln eines Blattes, das Tropfen von Wasser, das Atmen der Katze, selbst wenn sie auf der anderen Seite des Raumes liegt. Manchmal höre ich Dinge, die weit weg sind, Dinge aus dem Dorf vielleicht, Stimmen und Geräusche, die zu mir herüberwehen wie Echos aus einer anderen Welt.

Und mein Geruchssinn. Mein Geruchssinn ist so stark geworden, dass er mich manchmal überwältigt. Ich rieche den Regen, bevor er fällt. Ich rieche die Erde, jede Schicht einzeln, die Wurzeln und die Würmer und die verrottenden Blätter. Ich rieche den Menschen, der auf der Straße vorbeigeht, hundert Meter entfernt, rieche sein Aftershave und seinen Schweiß und die Angst, die er mit sich trägt wie einen unsichtbaren Schatten.

Manchmal ist es zu viel. Manchmal schließe ich alle Fenster und rolle mich zusammen auf meiner Matratze und versuche, die Welt auszusperren, die Gerüche und die Geräusche und die überwältigende Fülle von allem. Aber dann kommt die Katze und legt sich neben mich, und ihr Geruch ist vertraut und beruhigend, und ich erinnere mich daran, dass das alles Teil der Verwandlung, des Werdens ist.

Ich werde. Das ist das beste Wort dafür. Ich werde etwas, das ich noch nicht ganz verstehe, etwas, das größer ist als ich, das schon immer in mir geschlafen hat und jetzt erwacht.

Die Menschen im Dorf haben angefangen, mich zu meiden – mehr als zuvor, meine ich. Früher mieden sie mich aus dem Gefühl, dass etwas mit mir nicht stimmte. Jetzt meiden sie mich aus etwas anderem. Sie spüren, dass ich mich verändere, selbst wenn sie es nicht sehen können, da ich mich in weite Kleidung hülle, wenn ich die Hütte verlasse, was selten genug vorkommt.

Die Bäckersfrau kam nicht mehr vorbei. Nach ihren drei Besuchen, mit dem Brot und dem Kuchen und dem Apfelsaft, blieb sie weg. Ich sah sie einmal, aus der Ferne, als ich im Garten stand und die Kohlköpfe wässerte. Sie ging auf der Straße vorbei, die an meinem Grundstück entlangführt, und sie sah zu mir herüber, und ich sah, wie ihr Gesicht sich verzog, wie Angst und Faszination darin kämpften.

Dann ging sie weiter, schneller als nötig, und ich sah sie nicht wieder.

Manchmal frage ich mich, was sie sieht, wenn sie mich ansieht. Sieht sie die Krallen, die unter meinen Handschuhen hervorlugen? Sieht sie das Fell, das an meinem Hals beginnt, dort, wo der Kragen meines Pullovers endet? Sieht sie meine Augen, die jetzt noch heller leuchten als zuvor, selbst am Tag, oder meine Eckzähne?

Oder sieht sie etwas ganz anderes, etwas, das tiefer geht als das Physische? Sieht sie die Veränderung in meiner Seele, die Bestimmung, die ich endlich gefunden habe?

Ich weiß es nicht. Und es ist mir irgendwie auch egal. Die Menschen im Dorf spielen keine Rolle mehr, nicht für das, was ich tue, nicht für das, was ich werde.

Heute Morgen entdeckte ich etwas Neues.

Ich stand vor dem Spiegel, wie jeden Morgen, nackt und mit gebürstetem Fell, und betrachtete meinen Körper, diesen Körper, der sich jeden Tag weiter veränderte. Meine Augen wanderten über all die Merkmale, die ich schon kannte, die mir vertraut geworden waren.

Und dann sah ich es.

Am Ende meiner Wirbelsäule, dort, wo mein Rücken in mein Gesäß überging, war eine Beule. Weder groß noch schmerzhaft, nur eine kleine Erhebung unter dem Fell, die gestern noch nicht da gewesen war.

Ich tastete danach, vorsichtig, um mich nicht zu verletzen. Die Beule war fest, aber nicht hart, als wäre etwas darin, das nach draußen drängte.

Ein Schwanz.

Der Gedanke traf mich wie ein Blitz, und doch überraschte er mich nicht. Er fühlte sich richtig an, wie das nächste Kapitel einer Geschichte, die ich schon längst kannte.

Ich würde einen Schwanz bekommen. Einen Katzenschwanz. Ich würde noch weniger menschlich werden, noch mehr Tier, noch mehr das, was ich immer hätte sein sollen.

Ich stand vor dem Spiegel und lächelte. Zum ersten Mal seit langer Zeit lächelte ich wirklich, mit meinen spitzen Zähnen und meinen leuchtenden Augen, und ich sah, wie schön ich war. Nicht auf die Weise, wie Menschen schön sind, ich war keine Lisa Marquardt wie sie mit mir zur Schule gegangen war, mit ihren

blonden Zöpfen und ihren blauen Augen. Auf eine andere Weise. Auf meine Weise.

Ich war schön wie eine Katze. Wild und fremd und doch vollkommen ich selbst.

In den folgenden Tagen wuchs der Schwanz. Er brach durch die Haut, am dritten Tag, ein kurzer Stummel aus silbergrauem Fell, der sich bewegte, wenn ich mich bewegte, der zuckte, wenn ich überrascht war, der sich um mein Bein wickelte, wenn ich saß und las oder vor dem Computer arbeitete.

Es war seltsam, ein wirklich neues Körperteil zu haben. Wie eine zusätzliche Hand, die ich noch nicht kontrollieren konnte, die ihren eigenen Willen und ihre eigenen Reflexe hatte. Manchmal wachte ich nachts auf, weil der Schwanz gegen die Matratze schlug, aufgeregt von einem Traum, den ich vergessen hatte. Manchmal stieß ich Dinge um, weil ich vergaß, dass er da war und Platz brauchte.

Aber ich gewöhnte mich daran. Der Körper gewöhnt sich an alles, wenn man ihm Zeit gibt.

Nach einer Woche war der Schwanz fast zwanzig Zentimeter lang. Nach zwei Wochen dreißig. Er war beweglich und stark, und ich lernte, ihn zu kontrollieren, ihn als das zu sehen, was er war: ein Geschenk, ein Teil von mir, der gefehlt hatte und jetzt endlich da war.

Die Katze liebte meinen Schwanz. Sie spielte damit, wenn wir zusammen auf dem Boden lagen, jagte ihm nach, wenn ich ihn hin und her bewegte. Es war ein Spiel, das uns auf eine Weise zu

dem machte, was wir waren: zwei Wesen derselben Art, unterschiedlich und doch gleich.

Ich versteckte den Schwanz, wenn ich die Hütte verließ. Ich wickelte ihn um mein Bein, unter der weiten Hose, die ich trug, und hoffte, dass niemand es bemerkte. Aber ich verließ die Hütte kaum noch. Es gab keinen Grund mehr, hinauszugehen, in die Welt der Menschen, in die Welt, die mich nie gewollt hatte.

Meine Welt war hier. In dieser Hütte. In diesem Garten. Mit dieser Katze. Mit meinem Computer, meinen Bildern und bernsteinfarbenen Augen, die ich über die Welt verstreute wie Samen, die eines Tages aufgehen würden.

Eines Nachts, es war Vollmond, ging ich nach draußen. Der Mond stand hoch am Himmel, ein silberner Kreis, der so hell war, dass ich meinen Schatten sehen konnte, lang und dünn und mit einem Schwanz, der hin und her peitschte.

Ich zog meine Kleider aus. Alle. Ich stand nackt im Mondlicht, mit meinem Fell und meinen Zitzen und meinem Schwanz, und ich sah hinauf zum Himmel, und ich fühlte mich frei. So frei, wie ich mich nie zuvor gefühlt hatte.

Die Katze kam zu mir. Sie rieb sich schnurrend an meinem Bein, und ich bückte mich und strich über ihr Fell, und sie war warm und weich und vertraut.

›Siehst du?‹, sagte ich zu ihr. ›Ich werde wie du. Ich werde eine von euch.‹

Sie sah mich an mit ihren bernsteinfarbenen Augen – und ich schwöre, sie lächelte.